

DEBORAH CROMBIE
Der Rache kaltes Schwert

Buch

Die junge Dawn Arrowood ist auf dem Weg nach Hause, wo ihr ein unangenehmes Gespräch mit ihrem Mann, dem Londoner Antiquitätenhändler Karl Arrowood, bevorsteht. Dawn hat soeben erfahren, dass sie schwanger ist, weiß aber, dass ihr Mann keine Kinder will. Zudem ist sie unsicher, ob ihr Mann der Vater ist oder der Porzellanhändler Alex Dunn, mit dem sie eine Affäre hat. Als Dawn vor ihrem Haus aus dem Auto steigt, wird sie brutal überfallen und ermordet. Superintendent Duncan Kincaid und Sergeant Gemma James, die zum Tatort gerufen werden, sind schockiert, als sie sehen, dass der Täter sein Opfer verstümmelt hat. Kincaid wird beim Anblick der Leiche an einen Fall erinnert, den er vor kurzem auf den Tisch bekam: den Mord an der Antiquitätenhändlerin Marianne Hoffman. Der Verdacht liegt nahe, dass es Scotland Yard mit einem Serienmörder zu tun hat. Gemmas Nachforschungen ergeben, dass Arrowood offensichtlich in Rauschgiftgeschäfte verwickelt ist. Und eine seiner Kundinnen war Marianne Hoffman. Aber Arrowood ist nicht der Einzige, der ein Motiv für die Morde hatte. Dann wird Arrowoods Leiche gefunden – und die Tat trägt dieselbe Handschrift wie die beiden vorhergehenden ...

Autorin

Crombies Romane um das Scotland-Yard-Paar Duncan Kincaid und Gemma James wurden für den »Agatha Award«, den »Macavity Award« und den »Edgar Award« nominiert. Die Autorin lebt mit ihrer Familie im Norden Texas. Weitere Informationen zur Autorin unter:
www.deborahcrombie.com

Von Deborah Crombie außerdem bei Goldmann erschienen:

- Das Hotel im Moor. Roman (42618)
- Alles wird gut. Roman (42666)
- Und ruhe in Frieden. Roman (43209)
- Kein Grund zur Trauer. Roman (43229)
- Das verlorene Gedicht. Roman (44091)
- Böses Erwachen. Roman (44199)
- Von fremder Hand. Roman (44200)

Deborah Crombie

Der Rache
kaltes Schwert

Roman

Deutsch von
Andreas Jäger

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
»And Justice There is None«
bei Bantam Books, a division of Random Hous, Inc., New York.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Deutsche Erstausgabe Januar 2003
Copyright © der Originalausgabe 2002
by Deborah Crombie
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2003
by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der
Verlagsgruppe Random House GmbH
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische
Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagfoto: Wolf Huber
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: Elsnerdruck, Berlin
Titelnummer: 45308
Redaktion: Claudia Fink
BH · Herstellung: Sebastian Strohmaier
Made in Germany
ISBN 978-3-442-45308-9
www.goldmann-verlag.de

1 3 5 7 9 10 8 6 4 2

Für Nanny

»Die Sonne hat den Schein verkehret,
Untreu den Samen ausgeleeret,
Allwärts über Feld und Rain.
Der Vater bei dem Kind Untreue findet,
Der Bruder seinem Bruder lüget
Die Geistlichkeit in Kutten trüget ...
Gewalt siegt ob, des Rechtes Ansehn schwindet.«

Walther von der Vogelweide (1170–1230)

Nahen des jüngsten Tages

(Übertragung ins Neuhochdeutsche von Karl Simrock)

Mit einer Flottille von Schiffen der britischen Marine nahm Admiral Sir Edward Vernon den Hafen [von Porto Bello] im Jahre 1739 ein. ... In allen größeren Städten wurden zur Feier des Sieges Freudenfeuer entzündet. ... Straßen und Stadtviertel wurden nach Vernon und nach Portobello benannt.

Whetlor und Bartlett, aus: *Portobello*

Er lief, wie so viele andere auch liefen, geschützt vor dem Nebel durch seinen schwarzen Anorak, und die reflektierenden Abzeichen auf seinen Joggingsschuhen leuchteten auf, wenn er an einer Straßenlaterne vorbeikam. Das Muster der Straßen war wie ein lebendiger Stadtplan in sein Gedächtnis eingegraben. Die Portobello Road entlang, unter der Autobahnbrücke durch, vorbei an Oxford Gardens, wo früher die Portobello-Farm gewesen war, dann zurück über Ladbroke Grove, vorbei an der Videothek und dem afrokaribischen Haarstudio, und schließlich durch die Lansdown Road mit ihren streng weiß getünchten viktorianischen Häusern. Er stellte sich vor, dass die Biegung der Straße dem Verlauf der alten Pferderennbahn folgte, die vor hundertfünfzig Jahren Notting Hill gekrönt hatte; dass seine Schritte der Strecke folgten, über die früher die Hufe hinweggedonnert waren.

Jetzt tauchten in den Vorgärten leuchtende Weihnachtsdekorationen auf. Sie schienen eine fröhliche Behaglichkeit zu versprechen, die ihm verschlossen bleiben musste. Andere Jogger begegneten ihm, und er grüßte sie mit einem Nicken, einem knappen Winken, doch er wusste, dass es da keine wirkliche Nähe gab. Sie dachten an ihre Puls-

frequenz, an ihr Zuhause und ihre Kinder, an die Belastung, die diese Feiertage für ihre Bankkonten darstellten.

Er lief, so wie die anderen auch, aber seine Gedanken bewegten sich im Kreis, drehten sich unentwegt um alte, dunkle Dinge, um Wunden, die nicht heilen wollten. Und sie würden auch nicht heilen, solange er sich nicht entschloss, sie selbst zu reinigen. Es würde keine Gerechtigkeit geben, wenn er nicht selbst dafür sorgte.

Da war der Turm der St. John's Church – geisterhaft tauchte er über den nebelverhangenen Dächern auf. Das Blut schwoll in seinen Adern an, als er sich seinem Ziel näherte, und sein Atem ging schwerer und schwerer; die Angst schnürte ihm die Kehle zu. Aber er konnte nicht mehr umkehren. Sein ganzes Leben lang hatte er sich auf diesen Punkt zu bewegt, auf diese eine Nacht, in der er zu sich selbst finden würde.

Eine Frau mit langen dunklen Haaren lief an ihm vorbei; ihr Gesicht blieb im Dunkeln. Sein Herz begann zu rasen, so wie jedes Mal; sie hätte seine Mutter sein können, wie er sie in seinen Träumen sah. In seinen Visionen spürte er manchmal, wie ihr Haar ihn umschmeichelte, seidig und kühl, ein flüchtiger Trost. Jeden Abend hatte er sie mit einer silbernen Bürste gekämmt, während sie ihm Geschichten erzählt hatte. So lange, bis sie ihm weggenommen worden war.

Er lief, so wie die anderen auch, aber er trug etwas in sich, was die anderen nicht hatten. Die Vergangenheit – und den Hass mit seiner fein geschliffenen, funkelnden Spitze.

Nach Ladenschluss nahm Portobello einen anderen Charakter an. Das dachte jedenfalls Alex Dunn, als er von der Sackgasse, wo er seine kleine Wohnung hatte, in die Straße einbog. Er hielt kurz inne und überlegte, ob er die Straße hoch bis Notting Hill Gate gehen sollte, um sich zur Feier des Tages eine Pizza im *Calzone* zu gönnen, aber das war eigentlich nicht die Art Lokal, wo man gerne allein hinging. Stattdessen wandte er sich nach rechts und ging die abfallende Straße ent-

lang, vorbei an den Läden und dem von der St. Peter's Church betriebenen Café, das schon geschlossen war. Das Pflaster war mit Abfall übersät; Überreste des vergangenen Tages, die der Straße ein trostloses Aussehen verliehen.

Aber morgen würde es anders sein. Bei Tagesanbruch würden die Verkäufer ihre Stände für den samstäglichen Flohmarkt aufgebaut haben, und in den Arkaden würden die Händler ihre Waren anbieten, von antikem Silber bis hin zu Beatles-Sammlerstücke. Alex liebte diese erwartungsfrohe Stimmung am frühen Morgen, den Geruch von Kaffee und Zigaretten, das Gefühl, dass dies vielleicht der Tag sein könnte, an dem man das Geschäft seines Lebens machte. Und das war gar nicht einmal so unwahrscheinlich, dachte er, und eine Welle der Begeisterung überkam ihn, denn schließlich hatte er heute den Kauf seines Lebens getätigt.

Er beschleunigte seine Schritte, als er in den Elgin Crescent einbog und die vertraute Fassade von Ottos Café erblickte – so nannten die Stammgäste das Lokal; auf dem verblichenen Schild stand einfach nur »Café«. Tagsüber machte Otto ein reges Geschäft mit Kaffee, Sandwiches und Kuchen, abends dagegen servierte er einfache Mahlzeiten, die bei den Bewohnern des Viertels ausgesprochen gut ankamen.

Drinne klopfte sich Alex zunächst die Feuchtigkeit aus der Jacke, bevor er an seinem Lieblingstisch in der Nähe des künstlichen Kamins Platz nahm. Leider waren die Möbel des Cafés nicht für Menschen von über ein Meter fünfzig Körpergröße konstruiert – was überraschend war, wenn man sich Otto anschaute, der einen wahren Riesen abgab. Setzte er sich jemals auf seine eigenen Stühle? Er stand immer nur irgendwo herum, wie jetzt, da er sich gerade mit der Schürze über das Gesicht wischte. Trotz der schummrigen Beleuchtung glänzte seine Glatze hell.

»Komm, setz dich doch, Otto«, sagte Alex, der seine Hypothese überprüfen wollte. »Mach mal Pause.«

Otto warf seinem Assistenten Wesley, der sich um die gerade angekommenen Gäste kümmerte, einen kurzen Blick zu, dann drehte er einen der zierlichen Stühle mit geschwungenem Rücken um und setzte sich mit unerwarteter Grazie rittlings darauf.

»Scheußlich draußen, was?« Die breite Stirn des Cafébesitzers runzelte sich, als er Alex' feuchte Haare und Kleider bemerkte. Obwohl Otto sein ganzes Erwachsenenleben in London verbracht hatte, haftete seiner Stimme immer noch etwas vom Tonfall seiner russischen Heimat an.

»Es kann sich nicht entscheiden, ob es schütten soll oder nicht. Was hast du denn heute Wärmendes auf der Speisekarte?«

»Rindfleischsuppe mit Graupen. Die und die Lammkoteletts, das dürfte reichen.«

»Gebongt. Und ich nehme eine Flasche von deinem besten Burgunder. Heute Abend begnüge ich mich nicht mit billigem Fusel.«

»Alex, altes Haus! Hast du vielleicht etwas zu feiern?«

»Du hättest es sehen sollen, Otto. Ich war in Sussex, um meine Tante zu besuchen, und habe zufällig mitbekommen, dass im Dorf eine Haushaltsauflösung stattfindet. Im Haus selbst gab es nichts, was einen zweiten Blick wert gewesen wäre. Aber in der Garage, auf einem der Tische mit Plunder, die da rumstanden, da hab ich sie entdeckt.« Alex schloss die Augen und kostete die Erinnerung aus. »Eine blauweiße Porzellanschüssel, völlig verdreht, mit Pflanzhölzern und anderen Gartengeräten drin. Es war nicht mal ein Preisschild dran. Die Frau hat sie mir für fünf Pfund verkauft.«

»Ich nehme an, es war nicht wirklich Plunder?«, fragte Otto. Sein rundes Gesicht hatte einen amüsierten Ausdruck angenommen.

Alex blickte sich verstohlen um und senkte die Stimme. »Delfter Fayence, siebzehntes Jahrhundert. Englisch, wohlge-

merkt, nicht holländisch. Ich würde es auf 1650 schätzen. Und unter dem ganzen Dreck kein einziger Kratzer, kein Sprung, nichts. Es ist ein Wunder, das sage ich dir.«

Es war ein Moment, für den Alex gelebt hatte, seit ihn seine Tante an seinem zehnten Geburtstag zu einem Flohmarkt mitgenommen hatte. Dort hatte er eine komische Schale entdeckt, die aussah, als hätte irgendwer ein Stück vom Rand abgebissen. Er war so begeistert gewesen, dass er sein ganzes Geburtstagsgeld dafür hingelegt hatte. Seine Tante hatte ein Buch über Porzellan beige-steuert, aus dem er erfahren hatte, dass sein Fund eine Barbierschüssel aus englischem Porzellan war, vermutlich Bristoler Manufaktur, frühes achtzehntes Jahrhundert. Vor seinem geistigen Auge hatte Alex all die Hände gesehen, durch die seine Schüssel gegangen war, all die Menschen, deren Leben sie gestreift hatte, und von diesem Augenblick an war er verloren gewesen.

Diese frühe Leidenschaft hatte ihn durch die Schulzeit begleitet, durch sein Studium, durch eine kurze Phase als Dozent für Kunstgeschichte an einem kleinen College. Danach hatte er das feste Einkommen zugunsten eines ungewisseren – und unendlich viel interessanteren – Lebens als Porzellanhändler aufgegeben.

»Also, wirst du mit dieser Schüssel dein Glück machen? Das heißt, falls du dich davon trennen kannst«, fügte Otto mit einem Augenzwinkern hinzu, aus dem seine langjährige Erfahrung mit Antiquitätenhändlern sprach.

Alex seufzte. »Muss ich wohl. Und ich weiß auch schon, wer sich dafür interessieren könnte.«

Otto musterte ihn einen Moment lang mit einem Ausdruck, den Alex nicht recht deuten konnte. »Du denkst, dass Karl Arrowood sie vielleicht haben will?«

»Das wäre doch was für ihn, findest du nicht? Du kennst ja Karl; er wird einfach nicht widerstehen können.« Alex malte sich aus, wie die Schüssel einen Ehrenplatz in dem elegant ge-

stalteten Schaufenster von *Antiquitäten Arrowood* einnehmen würde – noch eine Schönheit, die Karl sein Eigen nennen konnte. Der bittere Neid begann sich in Alex' Seele zu fressen.

»Alex ...« Otto schien zu zögern, doch dann rückte er näher heran und sah ihn mit einem durchdringenden Blick seiner dunklen Augen an. »Ich kenne ihn allerdings, vielleicht besser als du. Verzeih mir, dass ich mich einmische, aber ich habe da gewisse Dinge über dich und Karls junge Frau gehört. Du weißt ja, wie es hier zugeht« – seine Geste schloss mehr als nur das Café ein – »hier bleibt nun mal nichts lange ein Geheimnis. Und ich fürchte, dir ist nicht ganz klar, worauf du dich da eingelassen hast. Karl Arrowood ist ein skrupelloser Mann. Es ist keine gute Idee, sich zwischen ihn und das, was er für sein Eigentum hält, zu stellen.«

»Aber –« Alex spürte, wie er rot wurde. »Wie –« Doch er wusste, dass das »Wie« keine Rolle spielte. Was zählte, war, dass seine Affäre mit Dawn Arrowood allgemein bekannt war. Und er war ein Narr gewesen, wenn er geglaubt hatte, sie geheim halten zu können.

Die Entdeckung dieser Barbierschüssel aus Porzellan war ein beinahe mystisches Erlebnis gewesen, und nicht minder seine erste Begegnung mit Dawn an jenem Tag, als er im Laden vorbeigeschaut hatte, um ein Tafelservice aus Creamware abzuliefern.

Dawn hatte der Verkäuferin beim Arrangieren der Waren im Schaufenster geholfen. Als er sie erblickt hatte, war Alex wie angewurzelt auf dem Gehsteig stehen geblieben. Noch nie hatte er so viel Schönheit und Vollkommenheit bei einer Person gesehen. Und dann hatte sie seinen Blick durch die Fensterscheibe erwidert und gelächelt.

Danach war sie öfter am Samstagmorgen zu seinem Stand gekommen, um zu plaudern. Sie war freundlich gewesen, ohne jede Spur von Geziertheit oder Koketterie, und er hatte sofort ihre Einsamkeit gespürt. Bald schon hatte die Vor-

freude auf ihre samstäglichen Besuche seine Wochen ausgefüllt, doch mehr als das hatte er sich niemals zu erhoffen gewagt. Und dann war sie eines Tages unangemeldet an seiner Wohnungstür aufgetaucht. »Ich sollte so etwas eigentlich nicht tun«, hatte sie gesagt und den Kopf gesenkt, sodass die blonden Strähnen ihre Augen verdeckt hatten, aber sie war dennoch hereingekommen, und jetzt konnte er sich sein Leben nicht mehr ohne sie vorstellen.

»Weiß Karl Bescheid?«, fragte er Otto.

Otto zuckte mit den Achseln. »Ich denke, wenn er's wüsste, würdest du es mitkriegen. Aber du kannst sicher sein, dass er dahinterkommen wird. Und ich möchte ungern einen guten Kunden verlieren. Alex, bitte, hör auf meinen Rat. Sie ist ein bezauberndes Ding, aber sie ist es nicht wert, dass du für sie dein Leben aufs Spiel setzt.«

»Mein Gott, Otto, wir sind hier schließlich in England! Hier schießt man einen nicht einfach über den Haufen, bloß weil man 'ne Wut im Bauch hat wegen ... na, du weißt schon.«

Otto stand auf und drehte bedächtig seinen Stuhl um. »Da wäre ich mir nicht so sicher, mein Freund«, entgegnete er und verschwand in der Küche.

»So ein Quatsch!«, brummte Alex. Er war entschlossen, Ottos Warnung in den Wind zu schlagen, und widmete sich mit grimmiger Entschlossenheit seinem Essen und seinem Wein.

Nachdem seine gute Laune einigermaßen wiederhergestellt war, ging er gemächlich zu seiner Wohnung zurück. Dabei dachte er an das zweite Fundstück, auf das er an diesem Tag gestoßen war – kein Schnäppchen wie die Fayence-Schüssel, aber dennoch ein wunderschönes Objekt – eine Art-déco-Teekanne von der englischen Keramikünstlerin Clarice Cliff, mit einem Muster, das Dawn einmal in seiner Gegenwart bewundert hatte. Die Kanne würde sein Weihnachtsgeschenk für sie sein, ein Symbol für ihre gemeinsame Zukunft.

Erst als er schon im Begriff war, in seine Gasse einzubiegen,

kam ihm ein beunruhigender Gedanke. Wenn Karl Arwood die Wahrheit herausfände, dann würde seine eigene Sicherheit vielleicht gar nicht die größte seiner Sorgen sein.

Bryony Poole wartete, bis die Tür hinter der letzten Klientin des Tages ins Schloss gefallen war, einer Frau, deren Katze an einer Ohrinfektion litt. Erst dann wagte sie es, Gavin ihre Idee zu unterbreiten. In der engen Büroecke der Praxis setzte sie sich ihm gegenüber auf einen Stuhl. Nervös rutschte sie hin und her, während sie versuchte, einen Platz für ihre langen Beine und ihre gestiefelten Füße zu finden. »Hör mal, Gav, da gibt's was, worüber ich gerne mit dir reden würde.«

Ihr Chef, ein kräftiger Mann mit rundem Schädel, dessen breite Schultern den Stoff seines weißen Laborkittels spannten, sah von der Karteikarte auf, die er gerade ausfüllte. »Das klingt ja bedenklich. Du willst mich doch nicht etwa verlassen, um dich beruflich zu verbessern?«

»Nein, ganz und gar nicht.« Gavin Farley hatte Bryony vor zwei Jahren als Assistentin in seiner kleinen Praxis eingestellt, als sie gerade ihr Studium der Veterinärmedizin abgeschlossen hatte, und sie schätzte sich immer noch glücklich, die Stelle zu haben. Zögernd fuhr sie fort. »Es ist nur – also, du weißt doch, wie viele Obdachlose Hunde haben?«

»Ist das vielleicht ein Quiz?«, fragte er skeptisch. »Oder willst du mich um eine Spende für den Tierschutzverein anhauen?«

»Nein ... nicht direkt. Aber ich habe viel darüber nachgedacht, dass diese Leute es sich nicht leisten können, ihre Tiere medizinisch versorgen zu lassen. Ich würde gerne –«

Jetzt hatte sie seine volle Aufmerksamkeit.

»Bryony, das ist ja ausgesprochen bewundernswert von dir, aber wenn diese Leute Geld für Kippen und Bier übrig haben, dann können sie es sich doch wohl auch leisten, ihre Hunde zum Tierarzt zu bringen.«

»Das ist nicht fair, Gavin! Diese Menschen schlafen auf der

Straße, weil die Nachtasyle keine Hunde aufnehmen. Sie tun, was sie können. Und du weißt doch, wie sehr wir unsere Preise erhöhen mussten.«

»Aber was kannst du denn überhaupt tun?«

»Ich würde gerne jede Woche eine kostenlose Sprechstunde abhalten, am Sonntagnachmittag beispielsweise, und dabei leichte Erkrankungen und Verletzungen behandeln.«

»Hat das irgendetwas mit deinem Freund Marc Mitchell zu tun?«

»Ich habe mit ihm noch nicht darüber gesprochen«, antwortete Bryony abwehrend.

»Und wo genau wolltest du diese Sprechstunde abhalten?«

Sie errötete. »Na ja, ich hatte gedacht, Marc würde mir vielleicht seine Räumlichkeiten zur Verfügung stellen ...« Marc Mitchell führte am unteren Ende der Portobello Road eine Suppenküche für Obdachlose – »im Freien übernachtende Mitbürger«, wie die Regierung sie gerne nannte, als ob sie sich freiwillig zu einem permanenten Campingurlaub entschlossen hätten. Gewiss, ein paar Häuser weiter gab es da noch die Heilsarmee, aber in einer Branche, die sich der Hilfe für Bedürftige widmete, existierte so etwas wie Konkurrenzdenken nicht. Es gab sowieso nie genug für alle. Marc versorgte sie mittags und abends mit warmen Mahlzeiten, außerdem mit allem, was er an grundlegendem medizinischem Bedarf und persönlichen Gegenständen auftreiben konnte. Aber das Wichtigste war vielleicht seine Bereitschaft, ihnen zuzuhören. Er strahlte eine Ernsthaftigkeit aus, die sie ermutigte, sich ihm zu öffnen, und manchmal war das allein schon Anstoß genug, um sie auf den Weg der Besserung zu bringen.

»Und wie hattest du dir vorgestellt, die Geräte und Medikamente zu finanzieren?«, fragte Gavin.

»Zunächst mal aus meiner eigenen Tasche. Und dann könnte ich vielleicht die hiesigen Ladeninhaber um Spenden bitten.«

»Na, das eine oder andere Pfund könntest du so vielleicht eintreiben«, gab er widerwillig zu. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass es die Kundschaft anzieht, wenn vor dem Schaufenster rüdische Hunde rumlungern. Aber mal angenommen, die Sache kommt in Gang. Was tust du denn, wenn du einmal persönliche Beziehungen zu diesen Leuten aufgebaut hast und sie dann nach und nach mit ihren schwer verletzten Hunden oder gar mit krebserkrankten Tieren hier aufkreuzen?«

»Ich ... daran hatte ich nicht gedacht ...«

Gavin schüttelte den Kopf. »Wir können hier keine Katastrophenhilfe bieten, Bryony. Wir kommen sowieso schon kaum über die Runden, mit der Mieterhöhung und deinem Gehalt und all dem. Es gibt einfach keinen Spielraum für selbstlose Gesten.«

»Damit werde ich schon fertig, wenn es erst mal so weit ist«, antwortete sie entschlossen. »Das mindeste, was ich ihnen im schlimmsten Fall anbieten kann, ist, die Tiere einzuschläfern.«

»Und das willst du aus deiner eigenen Tasche bestreiten? Du schadest dir nur selbst mit deiner Großzügigkeit«, sagte Gavin mit einem resignierten Seufzer, während er die letzte Eintragung machte und aufstand. »Den Verdacht hatte ich schon, als ich dich das erste Mal gesehen habe.«

Bryony lächelte. »Aber du hast mich trotzdem eingestellt.«

»Das habe ich, und ich habe es auch nicht bedauert. Du bist eine gute Tierärztin, und du kannst auch gut mit den Klienten umgehen, was fast genauso wichtig ist. Aber ...«

»Was?«

»In unserer Branche wandeln wir nun einmal auf einem schmalen Grat zwischen Mitgefühl und nüchternem Geschäftssinn, und es würde mir gar nicht gefallen, wenn ich zusehen müsste, wie du stolperst. Es wird dich aufzehren, dieses Gefühl, nie genug tun zu können. Das habe ich schon bei hartgesotteneren Tierärzten erlebt. Mein Rat lautet: Mach deine Arbeit, so gut du kannst, und geh anschließend nach

Hause und setz dich mit einem Drink vor den Fernseher. Du musst irgendeine Möglichkeit finden, abzuschalten.«

»Danke, Gav. Ich werde es mir merken. Versprochen.«

Sie grübelte über seine Worte nach, während sie zu Fuß die kurze Strecke von der Praxis zu ihrer Wohnung am Powis Square ging. Natürlich wusste sie, wo die Grenze war; natürlich war ihr klar, dass sie nicht jedem Tier helfen konnte. Aber nahm sie tatsächlich mehr auf sich, als sie tragen konnte, sowohl in emotionaler als auch in finanzieller Hinsicht? Und wie sehr war sie durch den uneingestanden Wunsch motiviert, auf Marc Mitchell Eindruck zu machen?

Im Lauf der letzten Monate waren sie und Marc gute Freunde geworden und hatten sich häufig zum Essen oder auf einen Kaffee verabredet. Aber er hatte sich Bryony gegenüber nie so verhalten, dass sie es wirklich als amouröse Absichten hätte interpretieren können. Und sie hatte geglaubt, sie hätte sich zu der Überzeugung durchgerungen, dass es ihr nichts ausmachte. Anders als Gavin hatte Marc nicht gelernt, die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit zu ziehen. Seine Arbeit war sein Leben, und Bryony hatte den Verdacht, dass es in diesem Leben einfach keinen Platz mehr für irgendetwas Anspruchsvolleres als eine Freundschaft gab.

Dieser Gedanke war so schmerzlich, dass sie ihn sofort wieder verdrängte. Sie wollte doch nur den Tieren helfen, das war alles; und wenn das bedeutete, dass sie Marc ein wenig näher kommen konnte, dann war es eben einfach so.

Inspector Gemma James verließ die Polizeiinspektion Notting Hill pünktlich um sechs Uhr. Das war so ungewöhnlich, dass der Beamte am Empfang fragend die Stirn runzelte.

»Nanu, Inspector«, meinte er, »haben Sie etwa ein Date?«

»Richtig geraten«, antwortete sie mit einem verschmitzten Lächeln. »Und ich bin entschlossen, ausnahmsweise einmal nicht zu spät zu kommen.«

Kincaid hatte sie vom Yard aus angerufen und sie gebeten, sich mit ihm nur wenige Häuserblocks vom Revier entfernt zu treffen. Er hatte ihr keine Erklärung geliefert, sondern nur darauf bestanden, dass sie pünktlich sein solle. Das allein hatte genügt, um ihre Neugier zu wecken. Als Superintendent der Mordkommission von Scotland Yard hatte Duncan einen mindestens ebenso anstrengenden Dienstplan wie sie selbst, und für beide waren Überstunden eher die Norm als die Ausnahme.

Natürlich hatte sie versucht, wegen ihres »delikatens Zustands«, wie Kincaid es halb scherzhaft nannte, ein wenig kürzer zu treten, jedoch mit wenig Erfolg. Sie hatte nicht die Absicht, ihre Vorgesetzten von ihrer Schwangerschaft in Kenntnis zu setzen, solange es sich noch irgendwie vermeiden ließ, und wenn es einmal so weit wäre, würde sie noch viel weniger Lust haben, um Urlaub zu bitten.

Und wenn eine ungeplante Schwangerschaft schon einigermaßen katastrophale Folgen für ihre Karriereaussichten als frisch beförderte Kriminalinspektorin haben musste, so würde die Tatsache, dass sie unverheiratet war, ihr noch weniger Sympathien von ihren Vorgesetzten eintragen. Als sie Toby bekommen hatte, war sie wenigstens mit dem Vater des Kindes verheiratet gewesen.

Sie überprüfte noch einmal die Adresse, die sie auf einen Zettel gekritzelt hatte, und ging die Ladbroke Grove entlang bis St. John's Gardens, wo sie nach links abbog. Die alte Kirche stand wie ein Wachturm an der höchsten Stelle von Notting Hill, und selbst an einem so trüben Abend wie diesem genoss Gemma die Stille der Gegend. Aber Kincaids Wegbeschreibung ließ sie weitergehen, den Abhang hinunter Richtung Westen. Nachdem sie noch ein paar Häuserblocks hinter sich gelassen hatte, begann sie nach den Hausnummern Ausschau zu halten.

Als Erstes entdeckte sie seinen MG, dessen Verdeck wegen

des feuchten Wetters dicht verschlossen war, und dann auf der gegenüberliegenden Straßenseite die Hausnummer, die er ihr genannt hatte. Es war das letzte Haus in einer Zeile von Reihenhäusern, jedoch mit der Front zu St. John's Gardens und nicht zur Querstraße hin. Im Schein der Außenbeleuchtung und der Straßenlaterne erkannte sie dunkelbraune Backsteinmauern, von denen sich die leuchtend weißen Fensterrahmen und eine in lebhaftem Kirschrot gestrichene Haustür deutlich abhoben. Durch die Bäume im Vorgarten erblickte sie einen kleinen Balkon im zweiten Stock.

Duncan öffnete die Tür, bevor sie klingeln konnte. »Wie, bist du vielleicht ein Hellseher?«, fragte sie lachend, während er sie auf die Wange küsste.

»Eins von meinen zahlreichen Talenten.« Er nahm ihr die feuchte Jacke ab und hängte sie an einen schmiedeeisernen Kleiderständer in der Diele.

»Was geht hier eigentlich vor sich? Treffen wir uns hier mit irgendjemandem?«

»Nicht direkt«, antwortete er mit einem verschmitzten Grinsen, das sie an ihren vierjährigen Sohn erinnerte, wenn er eine Überraschung für sie hatte. »Schauen wir uns doch mal ein bisschen um, ja?«

Die Küche lag zur Linken, ein in fröhlichem Gelb gehaltenen Raum mit einem Tisch aus abgeschliffenem Kiefernholz und einem dunkelblauen Herd, der mit Öl betrieben wurde. Gemmas Herz krampfte sich vor Neid zusammen. Es war alles perfekt – genau die Küche, die sie sich schon immer gewünscht hatte. Sie warf einen sehnsüchtigen Blick über die Schulter, als Kincaid sie auf den Flur hinausdrängte.

Die Wand zwischen Esszimmer und Wohnzimmer war entfernt worden, um einen einzigen langen Raum zu schaffen, mit tiefen Fenstern und einer Glastür, durch die man, wie Gemma vermutete, in den Garten gelangte. Die Esszimmermöbel hatten eine provenzalische Note, und im Wohnzim-

mer waren ein schon etwas betagtes, gemütlich aussehendes Sofa und zwei Sessel um einen künstlichen Kamin gruppiert. Die Bücherregale reichten bis zur Decke. In ihrer Phantasie sah Gemma die Regale mit Büchern angefüllt, ein warmes Glimmen im Gasofen.

»Ganz nett, was?«, meinte Kincaid.

Gemma warf ihm einen Seitenblick zu. Ihr Verdacht wuchs. »Mmm.«

Unbeeindruckt von ihrer Zurückhaltung setzte er den Rundgang fort. »Und hier, versteckt hinter der Küche, ein kleines Klo.« Nachdem sie das Örtchen gebührend bewundert hatte, führte er sie in das letzte kleine Zimmer auf der linken Seite, eine Art Arbeitszimmer oder Bibliothek. Aber in den Regalen standen keine Bücher, und in der Küche hatte sie kein Geschirr entdecken können, ebenso wenig wie irgendwelche persönliche Gegenstände oder Fotos im Wohn- und Essbereich.

»Ich würde den Fernseher hier reinstellen, was meinst du?«, redete er fröhlich weiter. »Um die Atmosphäre des Wohnzimmers nicht zu verderben, weißt du.«

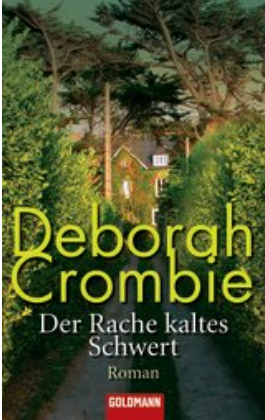
Gemma drehte sich um und sah ihm direkt in die Augen. »Duncan, willst du vielleicht deinen Polizeijob an den Nagel hängen und Immobilienmakler werden? Ich gehe keinen Schritt weiter, wenn du mir nicht auf der Stelle erklärst, was das Ganze eigentlich soll.«

»Sag mir zuerst, ob es dir gefällt, Schatz. Denkst du, du könntest hier wohnen?«

»Natürlich gefällt es mir! Aber du kennst doch die Quadratmeterpreise in dieser Gegend – so was wie das hier könnten wir uns niemals leisten, selbst wenn wir unsere Gehälter zusammenlegen –«

»Lass dir noch ein bisschen Zeit, bevor du ein endgültiges Urteil fällst. Sehen wir uns erst mal den Rest des Hauses an.«

»Aber –«



Deborah Crombie

Der Rache kaltes Schwert

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,5 x 18,3 cm

ISBN: 978-3-442-45308-5

Goldmann

Erscheinungstermin: Januar 2003

Als Kincaid und James zu einem Tatort gerufen werden, bietet sich ihnen ein schreckliches Bild: Eine junge Frau wurde umgebracht und grausam verstümmelt - und sie soll nicht das einzige Opfer des mysteriösen Mörders bleiben. Die beiden Ermittler arbeiten auf Hochtouren, um den Täter zu entlarven, doch dann wird ihr Hauptverdächtiger auf die gleiche brutale Art und Weise getötet wie alle anderen ...